

Gastvortrag

Von

Frau Prof. Dr. Jutta Schöler,
Erziehungswissenschaftlerin an der TU Berlin

Zum Thema

„Integration in der Schule“

Am Donnerstag den 08.11.2001

Vortrag am 08.11.2001 in Regensburg- Gemeinsame Erziehung behinderter und nichtbehinderter Kinder

Die **Anfänge** der Integrationsbewegung in der Bundesrepublik Deutschland gingen Mitte der 70er Jahre von den Eltern behinderter Kinder und von Medizinerinnen aus, die diese Eltern unterstützen. Die Fläming-Grundschule, das ist eine staatliche Grundschule in Berlin und die private von Herrn Prof. Hellbrügge gegründete Montessorischule der Aktion Sonnenschein in München waren mit der Einrichtung der ersten Integrationsklassen 1976 die Vorreiter¹. Zur selben Zeit – Mitte der 70er Jahre – wurde in Italien bereits das Gesetz verabschiedet, dass Kinder mit Behinderungen generell nicht mehr in Sonderschulen eingeschult werden durften. (Mit Sonderregelung für die deutschsprachigen Schulen in Südtirol). In den **skandinavischen Ländern** war die entsprechende allgemeine Schulreform zur selben Zeit weit fortgeschritten. Entsprechende Gesetze wurden Mitte der 70er Jahre auch in den USA, in Kanada und Australien verabschiedet. Es gab damals in Deutschland einige Sonderpädagogen, die glaubten, diese Entwicklung wäre eine „Modeerscheinung“ und würde vorbeigehen. Sie haben sich getäuscht.

Die gesamte internationale Entwicklung geht eindeutig in die Richtung einer gemeinsamen Erziehung von behinderten und nicht behinderten Kindern.²

Akzeptanz von Verschiedenheiten

Die entscheidende Veränderung für einen integrativen Unterricht im Vergleich zum herkömmlichen Unterricht ist die Akzeptanz der Verschiedenheiten.³ Im integrativen Unterricht besteht nicht mehr der Anspruch, dass alle Kinder zur selben Zeit mit denselben Methoden dasselbe lernen und in regelmäßigen Abständen nach denselben Kriterien bewertet werden, sondern: Die Unterschiede ihrer kulturellen Herkunft, ihrer Sprachfähigkeit, ihrer besonderen Interessen und Vorlieben, ihrer Lern- und Verhaltensschwierigkeiten werden als **Ausgangssituation eines Entwicklungsprozesses respektiert – das gilt für alle Kinder!!**

Nicht das Kind muss beweisen, dass es integrationsfähig ist, sondern dies ist die Aufgabe der Schule als Institution. Die Schule muss tatsächlich eine gemeinsame Schule für alle Kinder werden! Die Schule muss beweisen, dass **sie** integrationsfähig ist bzw. warum sie die Förderung eines behinderten Kindes nicht leisten kann.

Die wirklich gute Förderung von 25 verschiedenen Kindern kann eine einzelne Lehrerin in einer großen Lerngruppe nicht leisten – auch wenn keine Kinder mit anerkanntem besonderem Förderbedarf in der Klasse sind, führt die Fiktion, alle Kinder seien gleich dazu, dass im Laufe des 1. und 2. Schuljahres pro Klasse ein bis zwei Kinder zu „Lernbehinderten“ erklärt werden. „Untersuchungen von Schulanfängerinnen haben gezeigt, dass ca. 20% der Kinder Leser waren (...), ca. 40% der Kinder waren Lernanfängerinnen (...) und ca. 40% der Kinder waren Nichtleserinnen. „(MIDDENDORF/MÖLLER, in: LUMER, S. 62)

¹ Zur historischen Entwicklung in Deutschland siehe ROSENBERGER 1998

² Zur internationalen Entwicklung siehe SCHÖLER in ROSENBERGER 1998 und HANS/GINNOLD 2000

³ Siehe hierzu auch HINZ

Deshalb sind in anerkannten Integrationsklassen die Frequenzen gesenkt (ca. 20 – 23 in Deutschland), die Anzahl der Kinder mit Behinderungen begrenzt (drei oder vier – bei gleichmäßiger Verteilung wären es nicht mehr als zwei) und zusätzliches pädagogisches Personal arbeitet im Unterricht mit allen Kindern zusammen.⁴ Ein gemeinsamer Unterricht von Kindern mit und ohne Behinderungen, angeleitet durch zwei pädagogische Fachkräfte, die sich in ihren Kompetenzen gegenseitig ergänzen, ist eindeutig auch ein Beitrag zur Vorbeugung von Gewalt unter Kindern und Jugendlichen. Allerdings gibt es bisher nur wenige Lehrer/innen, welche die Tatsache des gemeinsamen Unterrichtens als etwas Angenehmes, Entlastendes empfinden. Die Kooperation zwischen gleichberechtigten Erwachsenen im Unterricht muss erst gelernt werden⁵.

Ergebnisse der Wissenschaftlichen Begleitung:

Es liegen inzwischen eine Fülle von Ergebnissen von wissenschaftlichen Begleituntersuchungen vor, die die Vorzüge einer gemeinsamen Erziehung von behinderten und nichtbehinderten Kindern beweisen – weitere Modellversuche sind nicht notwendig!⁶

Ich fasse hier nur die Ergebnisse zusammen, die mir am wichtigsten erscheinen:

Imitation:

Im Zusammenhang mit gemeinsamer Erziehung von Kindern mit und ohne Behinderungen werden oft Befürchtungen geäußert, man könne nicht ausschließen, dass nichtbehinderte Kinder unerwünschte Verhaltensweisen behinderter Kinder nachahmen würden und dies nachteilige Folgen für alle hätte.

Das Ergebnis einer Befragung in den USA ergab, dass behinderte Kinder nur selten nachgeahmt werden und, dass eher nichtbehinderte als behinderte Gleichaltrige als Vorbild gewählt wurden.

Schulleistungen:

Die Auswirkung der Integration auf das Lernverhalten der nichtbehinderten Kinder wird sehr positiv beurteilt: Nach vergleichenden Untersuchungen ist als Folge stärker individualisierten Unterrichts eher die Berücksichtigung aller Profile der verschiedenen Fähigkeiten möglich. Die bewusste Wahrnehmung der besonderen Schwierigkeiten und der speziellen Fähigkeiten der Kinder, welche als „Behinderte“ bezeichnet werden, führt dazu, dass die Lehrerinnen auch die anderen Kinder der Klasse bewusster in ihren Verschiedenheiten wahrnehmen als dies im herkömmlichen Unterricht der Fall ist. Die „vielseitige Schule für alle Kinder“ entspricht auch konservativen Forderungen nach Förderung der Schnelldenker. (vgl. WOCKEN IN EBERWEIN) Bei den Rechtschreibleistungen und den Mathematikarbeiten erreichten die Schülerinnen und Schüler in einer Untersuchung in Berlin in den Klassen 3 bis 6 an der Flämingschule durchgehend bessere Ergebnisse als die SchülerInnen der Regelklassen an derselben Schule⁷

⁴ zu den genauen Zahlen siehe SCHÖLER 1999, S 22

⁵ siehe SCHÖLER 1997b

⁶ weiterführende Literatur ist gut zu recherchieren über: <http://bidok.uibk.ac.at> und in: EBERWEIN, Hans: Handbuch.Integrationspädagogik. Kinder mit und ohne Behinderungen lernen gemeinsam. 5. Aufl. Weinheim: Beltz, 1999

⁷ siehe HETZNER

Sozialverhalten:

Das Kennenlernen von offensichtlichen Grenzen und Schwächen bei den behinderten Kindern kann bei den nichtbehinderten Kindern die Bereitschaft und die Fähigkeit fördern, sich mit den **eigenen** Grenzen und Schwächen auseinanderzusetzen. Das Ergebnis eines solchen Lernprozesses kann u. a. ein angstfreieres Lernklima sein. Den Nichtbehinderten macht es häufig Spaß, ihren behinderten Mitschülern zu helfen, ihnen aus Büchern vorzulesen oder mit ihnen zu spielen. So werden nichtbehinderte Kinder als „Tutoren“ eingesetzt. Diese lernen frühzeitig eigene Verantwortung in der Klassengemeinschaft zu übernehmen.

Die Entwicklung der behinderten Kinder:

Über die Entwicklung von Kindern mit Behinderungen in Integrationsklassen liegen bisher aus dem deutschsprachigen Raum überwiegend Fallstudien vor.⁸ Weshalb vor allem Kinder mit einer „geistigen“ Behinderung wie z. B. solche mit Down-Syndrom von der Anwesenheit der nichtbehinderten KlassenkameradInnen profitieren, hängt mit der Tatsache zusammen, dass sie ganz überwiegend das „Lernen am Modell“ bevorzugen. Kinder mit der Diagnose Down-Syndrom imitieren im Vergleich zu gleichaltrigen anderen Kindern vermehrt. Die Nachahmungsfähigkeit ist nicht Ausdruck einer Intelligenzhöhe, sondern ein besonderes Lernhandeln. Dieser Fähigkeit muss das pädagogische Handeln der LehrerInnen entsprechen. Inhalte müssen so aufgegliedert werden, dass sie das Kind ganzheitlich wahrnehmen und nachahmen kann.⁹ Auf möglichst zahlreiche Gelegenheiten zum Vortun – möglichst von Gleichaltrigen – und Mittun kommt es hier an. Alle Kinder, insbesondere Kinder mit Down Syndrom lernen durch das Vorbild der anderen Kinder, indem **durch Vortun und Mittun das Selbst-Tun-Wollen und das Auch-Tun-Können** entwickelt wird.

Finanzielle Aspekte der Integration

Seit Kinder mit Behinderungen als SchülerInnen mit zusätzlichem besonderen Förderbedarf in die allgemeine Grund- und Oberschule aufgenommen werden, um gemeinsam mit den nichtbehinderten Kindern unterrichtet zu werden, gibt es Auseinandersetzungen um die Finanzierung dieser oft von den Eltern erzwungenen Schulform. Es wird die Forderung aufgestellt: Integration darf nicht mehr kosten als die bisher übliche getrennte Unterrichtung von Kindern mit und ohne Behinderung.

Im Gegensatz dazu wird in der Öffentlichkeit nicht über die Kosten für das sehr differenziert ausgebaute Sonderschulsystem diskutiert. Mit einer Diskussion über diese Thema könnten verantwortliche Bildungspolitikern in den Verdacht geraten, bei den Behinderten sparen zu wollen und somit behindertenfeindlich zu sein. So werden – auch bei angespannter Haushaltslage – Aufträge für den Bau von Sonderschulen mit teuren Sonderausstattungen (und Folgekosten) vergeben – etwa für Körperbehinderte und Geistigbehinderte – ohne die Frage zu stellen, „ob eine langfristige Planung für gemeinsame Erziehung für diesen Schulträger nicht pädagogisch wünschenswerter, sozialpolitisch produktiver und nicht zuletzt auch kostengünstiger wäre.“ (PREUSS-LAUSITZ, S. 20) Die integrative Erziehung hat sich also nicht nur pädagogisch, sondern auch finanziell zu legitimieren. Seit gemeinsame Erziehung durch ihre immer weiter anwachsende Akzeptanz bei SchülerInnen, Eltern, LehrerInnen und in der Öffentlichkeit als pädagogische Alternative zur getrennten Beschulung gesehen wird, äußern vor allem BefürworterInnen des Sonderschulsystems ihre Bedenken in erster Linie als finanzielle Einwände. Nur die Kosten der Integration werden aufgerechnet gegenüber den Kosten des Regelschulsystems, nicht aber im Vergleich zu den Kosten des Sonderschulsystems und deren Folgekosten.

⁸ siehe SCHÖLER 1997a

⁹ Beispiele hierfür siehe in: DEMMER-DIECKMANN/STRUCK 2001

Integrativ erzogene und unterrichtete Kinder entwickeln sich zu selbständigeren Jugendlichen und Erwachsenen als die in Sonderschulen unterrichteten. (Dafür gibt es inzwischen einige Beweise: Wohnen in gering oder gar nicht betreuten Wohngemeinschaften, selbständiges Benutzen der öffentlichen Verkehrsmittel oder der örtlichen Freizeitangebote, arbeiten, z. T. mit geringer Unterstützung an normalen Arbeitsplätzen). Diese Kinder lernen von klein auf, sich selbst realistischer einzuschätzen. Durch ihre Situation in der Klasse – es steht ihnen weniger Betreuungspersonal zur Verfügung und nichtbehinderte SchülerInnen verlangen ebenfalls die Aufmerksamkeit und Hilfestellung der Lehrkraft – sind sie immer wieder veranlasst, selbständiger und eigenaktiver ihr Leben zu bewältigen. Sie müssen sich aktiv mit ihrer Umwelt und ihrer Behinderung auseinandersetzen. Diese Erfahrungen können ihnen im späteren Leben eine große Hilfe sein.

Für unsere Gesellschaft bedeutet dies, dass für die Behinderten die Chancen für Autonomie und damit Lebensqualität steigen, welches die (finanziell relevante) Fürsorgepflicht des Staates entlastet. So würden die teuren Plätze in aussondernden Sonderwerkstätten und Heimen langfristig wegfallen, zumindest aber stark reduziert werden können und andererseits vielfältige Arbeitsplätze für Menschen mit und ohne Behinderungen *mitten in dieser Gesellschaft* entstehen.

Auch wird es durch die über mehrere Jahre gemeinsamer Schulzeit gewonnenen Erfahrungen sowohl Menschen mit Behinderungen als auch Menschen ohne Behinderungen möglich, soziale Kompetenzen zu erwerben. Die Folge davon wäre ein Ansteigen der sozialen Integration und eine Abnahme der Aggression gegenüber Menschen mit Behinderungen oder, allgemeiner: Gegenüber Menschen, die anders sind. Die Akzeptanz von Verschiedenheiten wird in den nächsten Jahren aus verschiedenen Gründen eine der wichtigsten Entwicklungsaufgaben darstellen.

Immer mehr Eltern von Kindern mit einer Schädigung verlangen die integrative Förderung. LUDWIG-OTTO ROSER hat vor mehr als zwanzig Jahren auf die Motive dieser Eltern immer wieder verwiesen:

„Mit der Tatsache vertraut zu werden, daß das Kind nicht so ist, wie es sein sollte, stellt wohl die größte Anforderung an die Anpassungskraft eines Elternpaares dar. Kein anderes Ereignis ist so einschneidend und kein Schmerz ist zeitlich so unbegrenzt. Tod und Trennung lassen sich überwinden. Die Behinderung eines Kindes ist dagegen ein *Dasein* und bleibt als solches mit dem Dasein der Eltern lebenslanglich verknüpft.“ (OTTO ROSER IN SCHÖLER 1998a, S. 160)

Entscheidend ist, ob der Weg eines Elternpaares mit einem behinderten Kind ein Weg in dieser Gesellschaft bleiben kann oder ob Sonderwege gegangen werden müssen. Die Aufgabe aller PädagogInnen ist es, Kinder und ihre Eltern auf dem Weg in dieser Gesellschaft zu begleiten, damit diese Eltern auch mit einem behinderten Kind in dieser Gesellschaft bleiben können und nicht in Sondereinrichtungen ausgesondert werden. Inzwischen gibt es auch in Deutschland zahlreiche Ärztinnen und Ärzte, TherapeutInnen, Sonder- und RegelschullehrerInnen, die aufgrund ihrer Kenntnisse und der mehrjährigen Begleitung behinderter Kinder in Integrationskindergärten und Integrationsschulen den Eltern von Beginn an die Sicherheit vermitteln können, den normalen Weg auch für ein behindertes Kind zu gehen. – An dieser Stelle möchte ich auch ganz besonders an die hier anwesenden Studierenden appellieren: Wenn Sie Sonderpädagogik studieren, dann bereiten Sie sich nicht darauf vor, der Gesellschaft die Kinder abzunehmen und in Schonräumen zu fördern, wo diese Kinder keinen täglichen Kontakt zu nichtbehinderten Gleichaltrigen haben, fordern Sie, dass Sie so ausgebildet werden, dass Sie mit diesen Kindern gemeinsam in die Normalität der Regelschulen gehen können und so qualifiziert werden, dass die LehrerInnen der Regelschulen sich darauf freuen, wenn Sie zu Ihnen kommen. – An die Studierenden, die vielleicht bisher mit dem Bewusstsein studiert haben, dass sie es später nur mit „normalen“

Kindern zu tun haben, wenn es Ihnen bisher als selbstverständlich erschien, dass Kinder mit Behinderungen in Ihrem Unterricht nicht anwesend sein werden, dann richten Sie sich darauf ein, dass während Ihrer späteren Berufstätigkeit auch in Deutschland eine Normalität gültig wird, die in vielen anderen Ländern bereits selbstverständlich ist. Oft sind es Kleinigkeiten, wenige Kenntnisse, welche erworben werden müssen, um Ängste abzubauen oder als Lehrerin bzw. Lehrer fähig zu werden, Kinder und Jugendliche auf bisher unbekanntem Wegen zu begleiten. Zu diesem Gedanken verweise ich auf drei Beispiele, welche ich für die schriftliche Überarbeitung meines Vortrages ergänze: Drei meiner ehemaligen Studentinnen haben – aufgrund eines speziellen Interesses – für ihre Examensarbeit zur 1. Staatsprüfung Einzelfragestellungen so bearbeitet, dass sie jeweils in Buchform veröffentlicht werden konnten. Anne SCHAUDWET arbeitete zum Thema: Epilepsie, Antje GINNOLD zur Fragestellung, wie die Gemeinsamkeit des Lernens nach der Schule weitergeführt werden kann und Sabrina DEGEN sammelte Ideen, wie zieldifferenter Unterricht im Fach Englisch gestaltet werden kann. Die nächste Generation von Lehrerinnen und Lehrern wird in Deutschland die Ideen und Schulreformen weitertragen, welche in vielen anderen Ländern bereits eine Selbstverständlichkeit sind.

Eine Schule ohne Kinder mit Behinderung ist keine normale Schule! Eigentlich sollte man fordern, dass an jeder Schultür daran erinnert werden müsste, welche Kinder aus dem jeweiligen Schuleinzugsbereich nicht in dieselbe Schule gehen dürfen wie ihre Geschwister oder die Kinder aus der Nachbarschaft. In den meisten Fällen ist dies nicht einmal den DirektorInnen bekannt.

In einigen Jahren wird hoffentlich die Koedukation von Kindern mit und ohne Behinderung genauso selbstverständlich sein wie die Koedukation von Jungen und Mädchen.

Ich möchte meinen Vortrag mit einem Beispiel abschließen:

Nicole ist vor drei Jahren in dieselbe Schule eingeschult worden wie ihre Schwester vier Jahre zuvor. Sie besucht derzeit eine dritte Klasse gemeinsam mit 20 nichtbehinderten Kindern und einem Jungen: Mike. Den Eltern von Mike und von Nicole ist unmittelbar nach der Geburt dieser beiden Kinder die Diagnose >>Down Syndrom<< gesagt worden. Noch vor 13 Jahren wären diese beiden Kinder vom Schulsystem der ehemaligen DDR als >>schulbildungsunfähig<< erklärt worden.¹⁰

Woher haben diese Eltern, welche selbst in der DDR groß geworden sind, ihre Sicherheit gewonnen, um für ihre Kinder um die Integration im Kindergarten und in der Schule zu kämpfen? Sie haben die Sicherheit gewonnen, weil ihnen eine Kinderärztin mit der ersten Diagnose >>Down Syndrom<< die Vision eines normalen Schulbesuchs vermittelt hat. Diese Ärztin hat den Eltern ein Videoband ausgeliehen, das ihnen einen Eindruck davon vermittelt hat, wie und was diese Kinder lernen können, wenn sie sich an dem Vorbild von nichtbehinderten Kindern orientieren.

Ich hoffe sehr, dass unter den hier Anwesenden viele Menschen sind, die Eltern mit der Diagnose einer Behinderung zugleich die Sicherheit geben können: **Auch für Ihr Kind gibt es einen Platz in unserer Gesellschaft!**

¹⁰ Zur Situation von Kindern mit Behinderungen in der DDR: Vgl. LIEBERS: in HEYER/PREUSS-LAUSITZ/SCHÖLER 1997